

Die Flucht von Pater Ingbert Naab

wird in dem Buch von Pater Dr. Maximilian Neumayr: Pater Ingbert Naab – Seher, Kämpfer, Beter. (Verlag: Schnell & Steiner)

sehr gut beschrieben, nachfolgend ein paar Auszüge dazu:

Im Juni 1933 hatten viele der Anhänger der neuen Machthaber in Deutschland, während die Regierungsmänner in Konkordatsverhandlungen mit Rom standen, mehr und mehr versucht, sich für die „Nacht der langen Messer“, die ihnen versprochen, aber immer noch nicht in entsprechendem Maße gegönnt worden war, wenigstens in kleineren Maßen zu entschädigen. Hier und dort kam es zu blutigen Szenen — alles als Nebenerscheinung der großen Aktion der „Gleichschaltung“. Denn dieses Schlagwort war das Aushängeschild der Revolutionsphase jener Monate. Der große Gesellentag, der im Juni des Jahres 1933 in München stattfand, wurde von der SA in schändlichster Weise gestört, trotz der kindisch anmutenden Anbiederungsversuche einiger Naiver, von denen einer sogar glaubte, Adolf Kolping, Adolf Kardinal Bertram und Adolf Hitler zu einem verheißungsvollen Dreigestirn zusammenstellen zu müssen. Die Gestapo wuchs zusehends in ihre neuartigen Aufgaben hinein und entfaltete von Tag zu Tag regeren Eifer. Die Verhaftungen von Priestern und anderen Gegnern des neuen Regimes nahmen täglich zu. Es lag etwas in der Luft von einem großen Schlag gegen die „ewig Gestrigen“, der in den nächsten Tagen erfolgen würde. Schreiende Ankündigungen in den Zeitungen schoben den Gegnern, vor allem der ehemaligen Bayerischen Volkspartei, hochverräterische Umtriebe, Verhandlungen mit dem Ausland, Sabotierung der Regierungsmaßnahmen zu. Es war am Vorabend vor dem

gemeinsamen Schlag gegen alle Kommunal- und Landtagsabgeordneten, über deren innere Gesinnung sich die neuen Herren im klaren waren, deren sie sich auf diese Weise rasch entledigen wollten.

P. Ingbert war noch immer in Eichstätt und ging im Kloster wie außerhalb des Klosters seinen Aufgaben nach. In den Reihen seiner Freunde wie in anderen Klöstern seines Ordens waren längst Stimmen laut geworden: „Er soll doch fort, ins Ausland, sie räumen ihn sonst noch aus dem Weg.“ Kapuzinerpatres konnten da und dort aus grölendem Munde in ihre Ohren hineinhören: „P. Naab, P. Naab“. In Altötting hatte die Gestapo einem Pater Zellendurchsuchung gehalten. Nun war gerade dieser Pater einer aus denen gewesen, die es P. Ingbert übel ankreideten, daß er in den politischen Kampf gegen Hitler eingegriffen hatte. Der Pater, ehemals intimer Freund der königlichen Familie, in der Diplomatenschule normaler Zeiten groß geworden, hatte sich einst um Bayern sehr beachtliche Verdienste erworben. Gerade P. Ingbert hatte seinen diplomatischen Fähigkeiten im „Weg“ in einer reizenden Erinnerung ein schönes Denkmal gesetzt. Dieser Pater nun glaubte, auf dem Verhandlungswege und durch formale Zugeständnisse würde sich die revolutionäre Kraft der nationalsozialistischen Bewegung bändigen lassen. Und gerade ihm mußte dieses Mißgeschick widerfahren, als einer der ersten in ziemlich unsanfter Weise Zellendurchsuchung zu erleben. Von seinem Mißgeschick nun war P. Ingbert zu Ohren gekommen. Im Anschluß an eine geschäftliche Mitteilung an das Provinzsekretariat schrieb P. Ingbert darauf Bezug nehmend nach Altötting: „Von eurem Haus hört man sonderbare Dinge. Ja, so geht es: auf der Welt müssen immer die ‚Unschuldigen‘ leiden und den bösen Menschen wie unsereinem geht es gut. Man kann aber auch so spekulieren: die harmlosen Gemüter müssen die Wirklichkeit spüren, weil sie dem Pessimisten des vorigen Jahres nicht geglaubt haben und sein Tun für sehr ungeschickt hielten.“ Und doch sei er sich sicher, daß er mit jeder Zeile recht gehabt hat. Er müsse sich nur einen einzigen Selbstvorwurf machen, sagt er in diesem Schreiben: „daß er (in seinem Kampf gegen Hitler) zu sanftmütig war.“

Der Brief ist geschrieben am 27. Juni 1933. Es war der letzte Brief, den P. Ingbert auf deutschem Boden an die Post gab. Die Zeit war vorbei, in der es „den bösen Menschen wie unsereinem“ noch gut ging. Am selben Tage saß P. Ingbert mittags bei Tisch. Da trat ein Pater ins Refektorium. Schwere Tritte ging er durch den Raum, meldet sich beim Oberen (P. Kosmas) und flüstert diesem einige kurze Worte ins Ohr. Kurz darauf wechselt P. Kosmas leise einige Sätze mit P. Ingbert.

Wenige Minuten später steht P. Ingbert auf und verläßt das Refektorium, als wäre es nichts weiter. Bei Tisch war Stillschweigen gewesen. Die jungen Fratres waren fieberig vor Spannung, bangten sie doch längst um die Sicherheit ihres „Vaters“ (so nannten sie P. Ingbert). „Da muß etwas los sein!“ ahnten sie. P. Ingbert aber war auf seine Zelle gegangen und hatte dort das Notwendigste eingepackt, vor allem seine Manuskripte und schriftlichen Vorarbeiten. Alles wurde in einen großen Gemüsekorb gelegt und mit Salat und anderem Gemüse zugedeckt. Zwei Kleriker trugen alles in das nahegelegene Haus vom Professor Dr. Franz Xaver Wutz. Kurz nachher folgte P. Ingbert. „Ist der Xaver droben?“ fragte er die Haushälterin des Professors. „Jetzt, Xaver, mußt Du mir helfen. Jetzt muß ich fort. Jetzt ist es endgültig!“ Rasch wurde der Wagen fertig gemacht. Nach wenigen Minuten ging die Fahrt dahin. Zuerst nach Berching, wo er unter Furcht und Bangen nach anfänglichem Ablehnen für kurze Zeit aufgenommen wurde. P. Ingbert selbst war guter Dinge, fast fidel, siegesbewußt: „Es fehlt gar nichts, alles geht gut hinaus.“ Als ihm einige Freunde, die ihm Geld nachbrachten, zuredeten, er müsse weiter, der Bischof wolle unbedingt seine Flucht, hatte er nur ein Lächeln: „Ihr seid alle so ängstliche Leute!“ Doch er war bereits nicht mehr auf dem laufenden.

Kaum hatte das Auto des Professors mit dem Pater die Garage verlassen, als sich im Hause das Telefon meldete. „Hier Bruder Kosmas. Weißt Du,“ fragte er die Haushälterin, eine Schwester der Therese Neumann von Konnersreuth, „wo der Xaver ist (Professor Wutz)? Der darf heute nicht mehr heimkommen. Er wird verhaftet.“ Niemand wußte, wohin der Professor mit dem Pater gefahren war. Keiner seiner Freunde in Eichstätt bis hinauf zum Bischof hatte eine Ahnung. Schon waren das Kapuzinerkloster, das Krankenhaus und das Haus des Professors von SA-Leuten umstellt. Gegen den Pater und gegen den Professor war Haftbefehl erlassen worden. Da — es war abends 7 Uhr — bog der Wagen des Professors plötzlich um die Ecke und fuhr in den Garten seines Hauses. Fräulein Ottilie, die Haushälterin, trat ans Auto: „Herr Professor, fort! Umkehren! Sie werden verhaftet!“ Einer aus der Begleitung des Professors im Auto rief: „Wir müssen aber erst noch Geld mitnehmen! P. Ingbert hat ja kein Geld bei sich!“ — „Nein“, sagte der Professor, „jetzt ist höchste Zeit! Lieber fahren wir ohne Geld, als daß die Bande uns erwischt!“ Der Professor machte kehrt und fuhr in größtem Tempo wieder davon, mitten durch die SA-Posten hindurch, die so verblüfft waren, daß sie nicht wußten, was sie zu tun hätten. Dr. Wutz aber fuhr nach Norden dem Fichtelgebirge zu. Wohin? Das wußte er zunächst selber nicht. Schließlich kam er nach Mitternacht in Konnersreuth bei den Eltern Neumann an. Von dort aus brach er noch nachts auf zu einem ihm bekannten Mann, der damals Funk-

tionär der neuen Bewegung war. Der Empfang mitten in der Nacht war nicht gerade der herzlichste. Es gab eine heftige Auseinandersetzung. Schließlich sagte der Mann: „Bei P. Ingbert läßt sich nichts machen. Für ihn werde ich unmöglich etwas erreichen. Sie hassen ihn. P. Ingbert hat der Bewegung von allen Gegnern am meisten geschadet. Du, aber, Xaver, bleibst jetzt vierzehn Tage hier, dann gehst du wieder nach Hause.“ — „Das tue ich nicht. Ich habe nichts verbrochen und liefere mich ihnen darum nicht aus!“ Daraufhin fuhr der Mann mit Professor Wutz nach München, wo er sich bei den Parteistellen für ihn verwendete und ihm einen Schutzbrief erwirkte. Am 29. Juni war Professor Wutz wieder in Eichstätt.

An eben diesem Tage war aus Berching Botschaft gekommen, P. Ingbert könne unmöglich weiter bleiben, er müsse fort. Bis aber die Freunde des Paters nach Berching kommen konnten, hatte ihn ein Arzt bereits nach Dietfurt gebracht. Auch hier konnte sein Aufenthalt auf die Dauer nicht sein, nachdem alles in Bangen war, es könnte eine Polizeistreife das Kloster durchsuchen. So fuhren die Freunde des Professors wieder nach Hause, machten dort ein Zivilkleid zurecht mit Sportmütze und grauer Windjacke und starteten wieder nach Dietfurt. Dort zog P. Ingbert die Zivilkleider über das Ordenskleid an. Nun ging die Fahrt zunächst ins Blaue: nach Nürnberg, dann ins Württembergische über die Geislinger Steige. Von prominenter Seite in Eichstätt war gemeldet worden, P. Ingbert müßte zum wenigsten das Land Bayern verlassen, in Bayern selbst könne seines Verbleibens nicht mehr sein. So reifte auf der Fahrt der Entschluß, P. Ingbert in das zur Rheinisch-Westfälischen Provinz gehörige idyllisch gelegene Kapuzinerkloster Ave Maria bei Deggingen in Württemberg zu bringen. Dort wurde er denn auch von seinen rheinisch-westfälischen Mitbrüdern freudig aufgenommen. Die ihn dort hinbrachten, fuhren alsbald wieder nach Hause, um schließlich noch einmal umkehrend mit Professor Wutz zusammen nach dem geflüchteten Freunde zu sehen. Dieser war wohl auf und guter Dinge. Nichts von Angst war in ihm. Sie sollten sich doch keine Sorge um ihn machen, ermunterte er sie, hier finde ihn niemand und ihm sei pudelwohl.

Inzwischen hatte Therese Neumann von Konnersreuth eingegriffen. Eines Tages war ein Herr mit seiner Frau aus X. als Besucher nach Konnersreuth gekommen. Der Herr hatte weder Therese Neumann noch den Pater persönlich gekannt. Er saß mit seiner Frau auf der Ofenbank des Neumann'schen Hauses und klagte über die trüben Zeitaussichten. Da ergriff Therese Neumann die Gelegenheit und bemerkte: „In Eichstätt ist ein Pater, P. Ingbert Naab. Sein Leben ist ernsthaft bedroht. Seinen Freunden wäre schon recht daran gelegen, ihn in Sicherheit zu bringen.“ — „Wir fahren nächstens wieder

in die Schweiz,“ erwiderte der Herr. „Zu euch hätte ich Vertrauen,“ sagte die Resl. „Ihr wäret die rechten Leute und P. Ingbert hätte sicher in euch auch Vertrauen. Es wird noch einen rechten Saustall in Deutschland geben. Da wäre es gut, wenn P. Ingbert für diese Zeit fort wäre. Hinterher braucht man diese Männer wieder einmal. Auch die Aufregungen jetzt tun ihm sicher nicht gut.“ Die beiden sagten zu. Der Herr fuhr nach Hause. In seiner Wohnung lagen auf dem Tische eben einige Nummern des „Geraden Wegs“ zerstreut umher, darunter auch die Nummer mit dem Bilde des P. Ingbert. „Nun, wenn der Bart weggenommen ist,“ meinte der Herr, „so wäre ja schließlich eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Bruder gegeben.“ Und er besorgte sich das Passbild seines Bruders, das dann freilich, wie sich später herausstellte, dem Pater wenig ähnlich war. Rasch wurden noch einige wissenschaftliche Schriften und Arbeiten des Bruders in den Koffer verstaut, um so die ganze Reise als Ferienfahrt nach der Schweiz zu tarnen. So fuhr der Herr mit seiner Frau nach dem Kloster Ave Maria und stellte sich P. Ingbert vor, legitimiert durch einen Zettel, den Professor Wutz geschrieben hatte.

P. Ingbert aber wollte nicht gehen. Er könne im Kloster wohl verborgen leben. Er zelebriere im Chor und lebe im übrigen zurückgezogen auf seiner Zelle. „Warum soll ich denn gehen? Ist doch gar keine Gefahr!“ Auch im Kloster sträubten sie sich dagegen, den Pater zu verlieren. Weil aber der Herr sich auf seinen Auftrag durch die Freunde und auf den Bischof von Eichstätt und auf Therese Neumann berief, so ließ sich P. Ingbert endlich herbei. Erst mußte ihm aber noch der Bart abgenommen werden. Im ganzen Kloster fand sich kein Rasierapparat. Nun, so wurde er eben mit einem Maurerpinsel eingeseift. Es war schwere Arbeit und Tortur zugleich, ihn zu rasieren. Noch mußte ihm das Haar entsprechend geschnitten und gescheitelt werden. Dann legte er das Ordenskleid ab und vertauschte es gegen einen blauen Sportsanzug. So war er doch wenigstens äußerlich Herr N. N. geworden, als den ihn „sein“ Paß auswies. Die Geburtsdaten und die anderen Angaben seines neuen Passes lernte er auswendig.

Nun war er reisefertig. Der Klosterobere gab den Reisenden für ihre gefährliche Fahrt noch den priesterlichen Segen, zu dem alle niederknieten. Dann ging es fort. Während das Auto den Zickzackweg vom Kloster hinabfuhr, winkten die Mitbrüder den Scheidenden das letzte Lebewohl zu. In der Ferne aber beteten die Nonnen des Benediktinerinnenklosters St. Walburg in Eichstätt um Gottes Schutz und Segen so lange, bis Nachricht von der gelungenen Flucht käme. Über abseitige Wege, einsame Straßen und entlegene Täler ging es der Grenze zu. In einer engen Kurve, die zu langsamstem Tempo zwang, begegnete ihnen ein Auto mit sechs SS-Leuten, die forschende Blicke in das vor-

beifahrende Auto warfen. Die Gefahr ging vorüber. Um jeden Verdacht zu vermeiden, fuhren sie im offenen Auto. Die Sonne brannte, so daß P. Ingbert stark von der Julisonne gebräunt ward, sehr zu seinem Vorteil, denn so sah er frischer und junglicher, dem noch jugendlichen Gesicht auf dem Paßphoto etwas ähnlicher. Er war wohl auf und munter, erzählte von seinen Arbeiten und Plänen; er gab der Hoffnung Ausdruck, in drei Monaten schließlich schon wieder heimkehren zu dürfen, erwähnte auch, daß eben der Tag der Flucht (5. Juli) der Tag sei, an dem er vor 23 Jahren Primiz gefeiert hätte. Der Lenker des Wagens weihte ihn für allenfallsige Erkundungen der Grenzen in seine verwandtschaftlichen Beziehungen ein, die der Kapuziner als gelehriger Schüler seinem Gedächtnis einprägte. „Wir sind ja alle Brüder in Christo“, sagte er.

Gegen Abend erreichte das Auto, über Mersburg kommend, die Grenze bei Konstanz. An der Paßstelle der Straße Gottlieben sprang der Lenker des Wagens allein aus dem Auto und zeigte der Kontrolle im Grenzwärterhäuschen die Paßbilder: „Hier die drei Pässe: von mir, meiner Frau und meinem Bruder.“ Nachdem der Grenzbeamte die Papiere gemustert und als richtig befunden hatte, stempelte er ab —, ohne sich zu vergewissern, ob die Photos in den Pässen auch wirklich mit den im Auto bange Harrenden übereinstimmten. Dann erschien der Zollbeamte am Auto, um das Gepäck zu kontrollieren. Hatte er das Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung war? Übertrug sich die Beklommenheit, die sich unwillkürlich auf die drei Flüchtlinge gelegt hatte, auch auf den Beamten? Er suchte vor allem nach Devisen und ließ das ganze Gepäck wechseln und die Polster ausnehmen. Auch P. Ingbert, das eigentliche Corpus delicti, mußte aussteigen. Er unterhielt sich in etwas auffälliger Weise mit seiner neuen „Schwägerin“. Zögernd ließ der Beamte endlich das Auto über die Grenze rollen: „Fertig!“ Die Drei waren den Händen des Herodes entgangen. Auch der schweizerische Zollbeamte muß etwas in die Nase bekommen haben. Vermutet er in den Dreien Schmuggler? Als jedoch seine Kontrolle nichts Verzollbares zutage förderte, öffnete auch er den Schlagbaum. Bei der schweizerischen Kontrolle aber blieb P. Ingbert im Auto.

Die Grenze lag hinter ihm. Hinter ihm sein Vaterland. Das er verlassen mußte, weil er es gewarnt hatte. Das nun dem Unglück entgegenstürzen wird, weil es sich nicht warnen ließ.

Doch solche Gedanken kamen jetzt nicht hoch. Der Augenblick war ganz Aufatmen: Es ist gelungen! Für das weitere wird Gott sorgen. Einige hundert Meter hinter der Grenze hielt sein Retter den Wagen an, drückte dem Pater die Hand und beglückwünschte ihn: „Wir sind auf Schweizer Boden, Sie sind gerettet.“ Der Weg ging über Kreuzlingen,

Frauenfeld, Winterthur, Zürich. Immer noch folgte ihnen die Furcht wie ein dunkler Schatten. Im Sihltal, in der Nähe von Langnau a. A., hatten sie wieder die Ruhe gewonnen, um einige Photos von dem seltsamen Fahrgast zu machen.

Inzwischen hatten in Eichstätt einige Fratres alles, was noch an Korrespondenz und schriftstellerischen Arbeiten und Plänen von P. Ingbert vorhanden war, zu verstecken gesucht. Am 27. Juni hatte P. Ingbert Eichstätt verlassen. Tags darauf ging eine Verhaftungswelle durch ganz Bayern. Im Amtsgericht zu Eichstätt wurde beim Anwesenheitsappell der an diesem Tage Verhafteten auch der Name Ingbert Naab verlesen von einer Liste, die vor der Verhaftung angefertigt worden war. Einer der anwesenden Nazis schrie das „Hier!“ auf die Verlesung des Namens Ingbert Naab, vielleicht um das unangenehme Gefühl nicht aufkommen zu lassen, P. Ingbert wäre ihnen entgangen. Das Kloster Eichstätt war in den kommenden Tagen und Wochen, ja noch nach langen Monaten oft von SA-Leuten umstellt und von der Polizei aufgesucht. Wochenlang wurde im Tage zwei-, dreimal von der Polizei oder von der SA nach P. Ingbert gefragt. Doch niemand im Kloster wußte, wo er steckte. Sooft Gerüchte gingen, P. Ingbert sei wieder zurückgekehrt, zogen sie wieder auf Posten. Einmal war die Polizei benachrichtigt worden, P. Ingbert sei im Beichtstuhl erschienen. Dann wieder wußte ein Kreisleiter vor aller Öffentlichkeit mitzuteilen, P. Ingbert sei gesehen worden. Und er setzte einen Preis von 1500 Mark aus, für den, der das Edewild ausfindig mache. Auch das Kloster Ave Maria in Deggingen mußte eine Razzia über sich ergehen lassen. Es wurde nachgerade für Mitbrüder, die eine äußere Ähnlichkeit mit P. Ingbert aufwiesen, lebensgefährlich. Der Polizeipräsident von München hatte Befehl zur Ermordung des Paters, und zwar zur qualifizierten Ermordung gegeben. Fast auf den Tag genau nach einem Jahre, am 30. Juni 1934, sollte freilich dieser Polizeipräsident selbst ein Opfer des Nazi-regimes werden. Nach P. Ingberts Tode noch kam eines Tages P. Franz Seraph zu später Nachtstunde ins Kloster Eichstätt. Noch in derselben Nacht wurde das Kloster von der Polizei umstellt, da man in dem Pater den Gesuchten vermutete. Damals ließ der Polizeimeister selbst dem Kloster sagen: „Bringt uns doch einen urkundlichen Beleg für den erfolgten Tod P. Ingberts. Nun haben sie mir wieder für diesen Unfug sämtliche Polizisten weggezogen, die ich anderswo so notwendig bräuchte.“ Daraufhin ließ der Vorgesetzte des Klosters aus dem Ausland die Todesurkunde herbeischaffen und händigte sie der Polizei aus. Von da ab hatte das Kloster Ruhe.*

* Auch das Wutzsche Haus mußte sich öfters eine Belagerung gefallen lassen. Ende September 1933 lagen SA-Männer vor dem Hause auf der Lauer. Aus dem Innern des Hauses drangen rhythmisch wiederholte

Es war schon Nacht, 5. Juli 1933, zwischen zehn und elf Uhr, als die drei Flüchtlinge an der Pforte des Kapuzinerklosters auf dem Wesemlin in Luzern an der Glocke zogen. Wenn nun der Bruder Pfortner nicht öffnen würde? Der Bruder kam und schloß die Türe zu einem kleinen Spalt auf. Sofort drängte sich der Fremdling in die Öffnung und sagte: „Ich bin ein Kapuziner, kann aber nichts Näheres sagen.“ Dann übergab er dem Bruder einen kleinen Zettel für den P. Provinzial. Auf dem Zettel bat P. Ingbert in lateinischer Sprache um Aufnahme ins Kloster. Jetzt erschien auch noch ein Pater, P. Ignatius Dossenbach, der den bayerischen Pater schon von früher her kannte, und nahm ihn freundlich und gütig auf. Die beiden Helfer in der Not aber zogen sich mit ihrem Auto in ein Hotel der Stadt zurück. Am kommenden Tag besuchten sie den Pater noch einmal, der bereits wieder im Habit erschien und noch einmal herzlich dankte.

Da war er nun *exsul factus*, Geflüchteter, Geächteter. Jetzt mußte er ein neues Leben führen. Nicht ein anderes Leben. Er wollte bleiben, was er war. Darum schlüpfte er auch sofort wieder in sein Ordenskleid und ließ schon am nächsten Tag den Bart wieder wachsen. Das Land hatte er gewechselt, nicht aber den Beruf. Hatte er schon seine irdische Heimat verlassen müssen, der Orden war ihm längst zur zweiten Heimat geworden. Auch wenn er in der Fremde weilte, diese Heimat war ihm geblieben. Nur den Namen mußte er wechseln, und er wählte sich den Namen „Peregrinus“: „Wanderer“, „Fremdling“, mit dem er sich schon am nächsten Tag in einem Briefe, der für Kardinal Faulhaber bestimmt war, unterschrieb. Peregrinus, Wanderer? Hatte er sich nicht in früheren Jahrgängen im „Weg“ hin und wieder den Namen „Karl (oder auch Franz) Wanderer“ beigelegt? Immer dieser rätselhafte unterirdische Strom, der sein Leben allenthalben begleitet.

stoßartige Geräusche. Auf ein Kommando sprangen die tapferen Mannen vor. Jetzt haben sie den Beweis und damit den Mann: im Hause arbeitet eine Geheimdruckerel. Es gilt die ersten Sporen im Dienste des Führers zu verdienen! Doch als sie das Haus untersuchten, fanden sie nichts. Die rhythmisch stoßartigen Geräusche waren vom Bügeleisen gekommen, das die Haushälterin bediente.

Schon unter dem 10. Juli macht er von Luzern aus einem jüngeren Mitbruder, der zum Studium in Rom weilte, Mitteilung: „Die Ereignisse in Deutschland haben mich seit vierzehn Tagen zu einem Wanderer gemacht. Nach mancherlei Erlebnissen kam ich glücklich hierher.“

Nun aber fraß sich das Heimweh an seine Seele heran. Er ist also Verbannter. Was heißt das für ihn? Er muß alle die Mitbrüder, die Freunde verlassen, die ihn kennen und die er kennt. Deren Freundschaft ihm Kraft war und Wohltat. Er muß seine Tätigkeit aufgeben. Denn wird er hier in der Fremde arbeiten können? Wird er arbeiten dürfen? Wird er nicht seine Mitbrüder hier und zu Hause gefährden? Daß schließlich eines Tages reichsdeutsche Patres aus der Schweiz, wenn sie ins Reich kommen sollten, an seiner Statt als Geiseln zurückbehalten würden?

Seine Freunde in Eichstätt ließ er ohne Nachricht. Professor Wutz hatte lange keine Ahnung, wo P. Ingbert sich aufhalte, und war darüber sogar sehr böse geworden. Endlich war er hinter das Geheimnis gekommen. P. Ingbert-Peregrinus war gerade in Stans — Mitte August 1933 —, als eines Tages Professor Wutz, ein engbefreundeter Münchener Arzt und Fräulein Ottilie Neumann vor ihm standen. Er hat geweint vor Freude über den Besuch. Er war eben gelegen, als sie kamen, da es mit seiner Gesundheit dauernd abwärts ging. Wie er aber die Namen seiner Freunde hörte, sprang er auf, ließ Essen zubereiten, erst innerhalb der Klausur, dann wegen der Begleiterin im Sprechzimmer. Zum Schlusse zeigte er ihnen noch das Studienhaus beim Kloster. Trotz seiner Krankheit wurde er dabei weniger müde als seine Gäste. Beim Abschied wollte er dem Professor schier um den Hals fallen. Er weinte voll Jammer darüber, daß er in der Verbannung bleiben müsse. Noch einmal ließ er im Garten des Studienhauses etwas richten, nur um die Abfahrt nochmals zu verzögern. „Ich bin ein gesunder Mann jetzt, weil ihr da seid“, sagte er ein um das

andre Mal, „ich kann jetzt alles vertragen, auch Schwarzbrot, das ich schon lange nicht mehr essen konnte.“ Dann sprach er voller Lebhaftigkeit über die Zustände im Reich: „Xaverl, ich komme hier um, weil ich nichts tun kann und weil man in Deutschland von seiten der Kirche nichts tut gegen Hitler. Ich bin todunglücklich, weil nichts geschieht! Und es müßte doch etwas getan werden.“

Und wieder kam Besuch aus Deutschland: Erich Fürst von Waldburg-Zeil. Da gibt er sich wieder als der alte. Er ermannt sich. Es fällt kein Wort der Erbitterung, kein Laut der Klage. Die Fröhlichkeit der Kinder Gottes strahlt in alter Weise aus seinen Augen, und groß ist die Freude, als der Besuch anderntags mit ihm über die Axenstrasse den halben Gotthard hinauffährt, um dann ins Rhonetal abzubiegen, an den herrlichen Eisabstürzen des Rhonegletschers entlang. Auf dieser Fahrt ist er ganz der in Gottes schöner Schöpfung jubelnde Schüler seines Ordensvaters. Kein Wort von Politik trübte die Freude — nur allein der Gedanke an Freund Gerlich, der im Polizeigefängnis zu München schmachtete, stimmte sie traurig.

Dann aber nahm ihn das Heimweh wieder in seine Klauen. Er schreibt an seinen P. Provinzial in Altötting, durch Vermittlung, so daß seine Oberen nicht erfahren, wo er steckt. Er darf ja doch auch die Oberen nicht in Gefahr bringen. Er schreibt ihm, er wechsle immer den Ort. Zur Zeit sei er wieder schwerkrank, wenn die Krankheit einen menschlich normalen Verlauf nehme, werde er an Weihnachten nicht mehr leben. In diesem Brief ist er bar jeden Trostes. Er glaubt sich für seine Arbeit, die er doch im Einverständnis mit seinem Oberen geleistet hatte, rechtfertigen zu müssen gegen Stimmen, die mancherorts laut wider ihn sprachen. Er verweist auf sein im Jahre 1912 gemachtes Gelübde, für die Kirche einzutreten, selbst bis zum Einsatz des Lebens. „Das war der Grund meiner Aufsätze... Ich

wußte und weiß, worum es geht. Eine spätere Zeit wird mir recht geben. Ich hätte mir ein bequemes Leben machen können oder mich wenigstens nicht in einem Grade plagen müssen, wie ich es getan habe. Ich hätte mir viel böse Nachrede und viel Verfolgung ersparen können. Ich habe es um des Heilands willen getan.“ Vor allem schmerzt es ihn, daß von ihm gesagt wird: „„Alles, was er tat, war so unkontrollierbar, so gegen die Interessen des Ordens gerichtet“, daß man es nur bedauern kann, daß man mir nicht von oben schon längst Fesseln angelegt hat.“ Das Wort „unkontrollierbar“ trifft ihn ins Herz. — „Was soll das Schlagwort ‚Unkontrollierbar‘ bedeuten? Wenn irgendeine Tätigkeit, so war die meine kontrollierbar. Man konnte meine Gedanken überall gedruckt lesen...“ Dann wird er bitter... Und doch: „Ich lasse mich in der Zukunft so wenig irre machen wie in der Vergangenheit. Ich frage nur danach: was will der Heiland? Ich frage aber nicht: was schwätzen die Menschen? Ich lege alles, was ich zu tun gedenke, dem Provinzoberen vor. Gibt er mir seinen Segen, dann können alle anderen sagen, was sie wollen. Versagt er ihn, gebe ich mich auch zufrieden und überlasse alles seiner Verantwortung...“

Auch an einen Pater in Westfalen, den er sehr geschätzt hatte, schreibt er um diese Zeit einen Brief. Der Brief macht den Eindruck, als wäre er ein an Leib und Seele gebrochener Mann, der nicht mehr lange zu leben habe. War er denn ganz geknickt? Erweckte er jetzt nicht fast den Eindruck, er würde alle anderen Menschen aufrichten können, nur sich selbst nicht? Die Antwort, die ihm der Pater aus Deutschland gibt, um ihn seiner Anhänglichkeit zu versichern (trotz der gegensätzlichen Beurteilung der Lage), erreicht ihn nicht mehr. Der Brief kommt wieder nach Deutschland zurück mit der Aufschrift: „Adressat nicht mehr zu erreichen.“

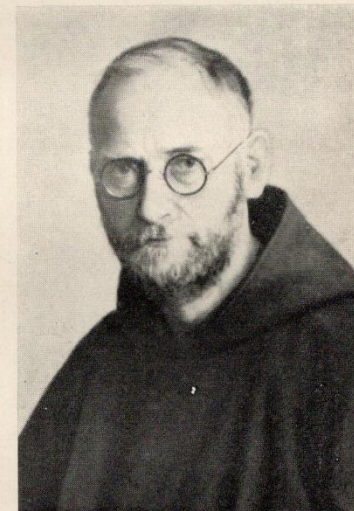
In Deutschland gehen Gerüchte um, er sei selbst in der Schweiz seines Lebens nicht mehr sicher, vielleicht sei er

nach dem Elsaß abgewandert, doch wissen selbst die Mitbrüder in der Schweiz nichts Bestimmtes.

Nur einer in Bayern weiß genauesten Bescheid, wo P. Ingbert ist. Es ist ein jüngerer Pater, mit dem P. Ingbert die Verbindung aufrecht erhält. Die Briefe nach Bayern und die Briefe aus Bayern an P. Ingbert waren mit größter Sorgfalt und einiger Verschmitztheit geschrieben. Die Mitteilungen waren ernster Natur: „20 Braune kamen nachts und durchsuchten das Haus von Wutz über eine Stunde lang.“ Oder: „Bei der letzten Wahl wurde hier unheimlicher Terror ausgeübt.“ Ein andermal schrieb er ihm: „Zu besonderem Studium kann ich Ihnen empfehlen: Joh. 11, 45 f; 11, 53 und 57. Es muß ganz wörtlich genommen werden! S. den ganzen Abschnitt.“ Es handelt sich um die Nachricht, daß man ihm nach dem Leben strebe. Bestimmte Persönlichkeiten erhielten Decknamen, die beim persönlichen Besuch in der Schweiz vereinbart worden waren. Dann wieder packte auch P. Peregrinus der Schalk. So kommt ab und zu eine offene Karte von diesem und jenem Berg der Schweiz nach Eichstätt ins Kloster, nur um seinen wahren Aufenthalt zu verbergen und seine Spürhunde auf eine falsche Fährte zu lenken. Denn diese hatten ihr Suchen noch keineswegs eingestellt. Ein Kapuzinerbruder aus dem Kloster Burghausen wurde auf der Straße von einem SA-Mann mit der Frage überrumpelt: „Wo ist euer P. Naab?“ — „Ich weiß es nicht“, antwortete der Bruder ehrlich, „wir wissen es alle nicht.“ — „Aber wir wissen es dafür um so genauer, daß er in der Schweiz ist. Und wir werden ihn noch erwischen, auch in der Schweiz!“ Auch in seiner engeren Heimat, in der Pfalz, wurde von nationalsozialistischen Elementen damals sein Tod gefordert. Und in Eichstätt vor allem sind sich alle seine Freunde darüber einig: „Unmöglich, daß P. Ingbert jetzt zurückkehren kann. Seine Feinde ruhen nicht!“ Am Tage nach seiner Flucht ließ P. Ingbert auf Umwegen Kardinal Faulhaber ersuchen, der politischen



AUF DER FLUCHT
VOR DER GESTAPO
(5.7.1933)



IM EXIL ALS P. PEREGRIN
(HERBST 1933)

ratungen geladen. Beim Aufstieg auf einen Berg hatte er mit einem bayerischen Mitbruder im Gasthof Platz genommen. An einem der nächsten Tische saß ein Herr, der die beiden andauernd in ekelhaftester Weise beobachtet. Sie verhandeln mit der Bedienung wegen eines anderen Zimmers. Doch siehe, der Herr steht wieder an ihrer Seite. Außerdem ließ die Bibliothek in Mariasorg doch viel zu wünschen übrig. Auf diese Weise kann er die wissenschaftlichen Partien seines homiletischen Werkes niemals vollenden. So will er weg, hat freilich den Plan, nach Fertigstellung dieser Teile wieder nach Mariasorg zurückzukehren.

Am 13. März 1934 trifft er wieder in Luzern ein. Die Fahrt geht über Prag, und er macht einen kleinen Abstecher nach Vöcklabruck, wo zweieinhalb Monate vorher sein Mitbruder P. Benno Auracher, der auch in Mariasorg gewesen war, sein Grab gefunden hat. Diesmal steigt er in Innsbruck bei seinen Mitbrüdern ab und übernachtet dort, „ohne anzudeuten, woher und wohin“, wie er sich ausdrückt. Sein Aufenthalt soll in Zukunft Solothurn in der Schweiz sein. Er hatte darum gebeten; dort ist eine vorzügliche wissenschaftliche Bibliothek, und unter den vielen Insassen des Hauses kann er leichter untertauchen. Am 21. März kommt er in Solothurn an.

Inzwischen meldet sich ein vielversprechendes Erlebnis an. Am Pfingstfest wird Bruder Konrad heilig gesprochen und darf nach Rom. Wie er in Luzern eintrifft, ist die schriftliche Erlaubnis des Ordensgenerals für ihn bereits da. Vor allem hatte Bischof Konrad Preysing von Eichstätt danach gedrängt, P. Ingbert solle nach Rom kommen. Ursprünglich hat er vor, sich vor der Öffentlichkeit bei der Heiligsprechungsfeier nicht sehen zu lassen, sondern nur im geheimen mit den Mitbrüdern zusammenzutreffen und auch mit verantwortlichen Persönlichkeiten, um durch sie auf die Vorgänge in Deutschland

bzw. auf die Haltung der Kirche gegenüber diesen Vorgängen Einfluß zu nehmen.

In Rom wohnte P. Ingbert gelegentlich der Heiligsprechungsfeier an Pfingsten im Hospiz der Kapuziner. Die Heiligsprechungsfeierlichkeit selbst war für seine gläubige Seele ein machtvolles Erlebnis. Der historische Augenblick, die offizielle Erklärung aus dem Munde des Stellvertreters Christi, das Papstamt, die hohe Ehrung Bruder Konrads, dieses Kleinen in den Augen der Welt, das alles war ihm Erquickung und Erhebung. Anfänglich war er an einem sehr ungünstigen Platz in der Nähe der Sakristeitüre von Sankt Peter gestanden. Doch mit Hilfe des Hauptmanns der Schweizer Garde konnte er von seinen bayerischen Mitbrüdern mit viel Klugheit und im raschesten Tempo (freilich unter mancherlei Protesten) auf die vorderste Bühne geschmuggelt werden, unmittelbar gegenüber dem Thron des Heiligen Vaters. Als er von der Heiligsprechungsfeier ins Hospiz zurückkam, war er frohen Mutes und bester Laune: „Heute hatte ich beides: das Verdienst des schlechten Platzes, mit dem ich mich bereits abgefunden hatte, und dann doch die Freude dieser großen Nähe beim Heiligen Vater.“ Bei der Audienz im Vatikan, die den Kapuziner-Vätern und -Brüdern gewährt wurde, ging Pius XI. von Mann zu Mann. Als er zu P. Ingbert kam, sagte der Ordensgeneral P. Vigilius von Valstagna zum Heiligen Vater, auf P. Ingbert deutend: „Questo qui è il Padre“ (Das ist der Pater!). — „Si, si“, sagte der Heilige Vater. Man hatte ihm offenbar schon davon erzählt.

In der Ewigen Stadt sollte der Verbannte wieder Heimat spüren dürfen. Bischof Konrad von Eichstätt traf sich mit ihm im Kolleg der Kapuziner. Überaus herzlich aber war die Begegnung mit seinem bischöflichen Freund auf dem Mainzer Bischofsstuhl. Am Eingang zum Germanikum wurden sie einander ansichtig. Bischof Hugo stürzte auf P. Ingbert zu, ergriff ihn mit beiden Armen an den Schultern,

In diesen Auszügen wird sehr deutlich, wie schwierig die Flucht war und wie er unter dieser Situation litt. Wenn er auf Reisen ging, war ständigen Gefahren ausgesetzt, hier ein Zitat dazu:

„Der Heiland wird mir beistehen.

Er hat mich bisher immer so wunderbar beschützt!“

zog ihn näher ans Licht und sagte: „Ja bist du es wirklich oder bist du es nicht?“ Schwer trug er an der Begegnung mit seinen Mitbrüdern. Zwar war die Freude des Wiedersehens beiderseits groß. Aber überall drängte sich Scheu und Furcht dazwischen, sie möchten bespitzelt werden und müßten nach der Rückkehr in die Heimat vor der Polizei Rechenschaft ablegen über ihre Begegnung mit dem „Staatsfeind erster Klasse“. P. Ingbert aber litt unsagbar darunter. Er nahm an den gemeinsamen Abenden teil und trank sein Glas bayerisch Bier, das zur Feier gestiftet worden war. Am Abend berichtete er, wie ihm die Gestapobeamten auch in der Ewigen Stadt nachgingen.

Tod von Fritz Gerlich:

Am 30. Juni 1934 war in Deutschland Dr. Fritz Gerlich ermordet worden. Als P. Ingbert die Nachricht schonend überbracht wurde — sie saßen eben bei Tisch —, da kamen ihm die Tränen. „Der Tod meines lieben Freundes Dr. Gerlich“, schrieb er nach Rom, „hat mich schwer getroffen. Doch tröstet mich: er hat seine Gefangenschaft und seine Mißhandlungen im übernatürlichen Geiste des Martyriums getragen und ist sicher auch so gestorben. Fast kam mir das tiefe Bedauern, daß ich nicht daheim war, denn diesmal wäre ich sicher an die Reihe gekommen, wenn ich überhaupt noch am Leben gewesen wäre. Doch unser Heiland hat mich einstweilen noch für andre Aufgaben aufbewahrt.“ Wieder kommt die Bitterkeit über ihn, daß man in Deutschland immer noch nicht sehen will, wohin der Weg führt, während im Ausland die Aufsätze Gerlichs im „Geraden Weg“ in der Schrift „Was wird aus Deutschland?“ gesammelt erscheinen.

Im August aber wirft es ihn wieder auf das Krankenlager. Und diesmal möchte er schier verzagen. Die Schriftzüge aus diesen Wochen lassen darauf schließen, daß er ganz gebrochen ist. „Ich bin zur Zeit gesundheitlich elend beisammen. Unter solchen Verhältnissen von der Heimat weg sein, ist schwer; dazu auch krank liegen, ist noch härter. Doch nehme ich alles gern aus der Hand des Heilandes an, wie er's schickt. Ich hoffe doch, daß bald eine Änderung möglich sein wird... Bete für mich, aber nur so, daß sich alles so entwickelt, wie es der Heiland haben will.“

Dann kommen einige freudige Tage. Gegen Ende

schlecht. Immer wehrte er sich im Ausland dagegen, „Emigrant“ in Anführungszeichen zu sein.

*

Im August 1934 sollte P. Peregrin im Auftrag des Ordensgenerals nach der elsässischen Provinz gehen, um dort als Lektor der Theologie zu wirken. Inzwischen war es Dezember geworden. Das Visum Frankreichs ließ auf sich warten. Monatelang liegt sein Paß in Straßburg und in Paris. Man will keinem Deutschen das Visum erteilen, wenn es sich um Predigtstätigkeit handle. Er selbst ist entschlossen, bekommt er das Visum nicht, so geht er eines Tages ohne Angabe des Zieles wieder nach Mariasorg zurück; denn er ist sehr böse darüber, daß sein Aufenthalt in der Schweiz bereits wieder allenthalben bekannt ist. Schon meint er anfangs November, das Visum in Händen zu haben, da entgleitet es ihm im letzten Augenblick wieder. Er kann sich nur an religiösen Gedanken trösten: „Der liebe Heiland wird auch in dieser Sache einen Grund haben, daß es so lange dauert. Mindestens lerne ich daraus, daß meine Geduld noch nicht groß genug ist. Seine Schwächen besser zu sehen, ist aber immer ein Gewinn.“ Gebe es übrigens Krieg — im Zusammenhang mit der unmittelbar vor der Türe stehenden Saarabstimmung —, so würde er schließlich in einem elsässischen Lager interniert werden, „daran hätte ich auch keine besondere Freude. — Doch wenn es die Vorsehung wollte, hätte das auch seinen Zweck.“

Endlich am 30. November kommt der Paß. Das Schreiben des Staatsrates in Paris ist äußerst höflich und entgegenkommend. Offenbar waren in Frankreich erst alle möglichen Erkundigungen über den Pater eingezogen worden, und nun hatten sie herausgefunden, „que la présence de ce religieux dans son pays est devenue impossible“ (daß der Aufenthalt dieses Ordensgeistlichen in seinem Vaterlande unmöglich geworden ist). In den gleichen Tagen wurde,

offenbar in Anbetracht der bevorstehenden Saarabstimmung, eine ganze Reihe von Ausländern aus Frankreich ausgewiesen; niemand konnte eine Niederlassungsgenehmigung erhalten. So ist der folgende Satz im Schreiben zu deuten: „Une carte d'identité peut dès lors lui être délivrée à titre tout à fait exceptionnel“ (Die Kennkarte kann ihm nur auf Grund einer ganz besonderen Ausnahme ausgestellt werden).

Nun hatte er den Paß. Aber seit Mitte November liegt er schwerkrank darnieder. Leber und Galle streiken. So kommt er weit in den Dezember hinein, bis er endlich die Schweiz verlassen kann. Endlich einige Tage vor Weihnachten bricht er auf. Zum Abschied singen ihm die Klerikerstudenten in Solothurn zwei Lieder. Da laufen ihm die Tränen über die Wangen. Die Schweizer Mitbrüder lassen ihn nur ungern ziehen. Er selbst ist insofern froh, daß er nun in der elsässischen Provinz eine bestimmte Tätigkeit hat.

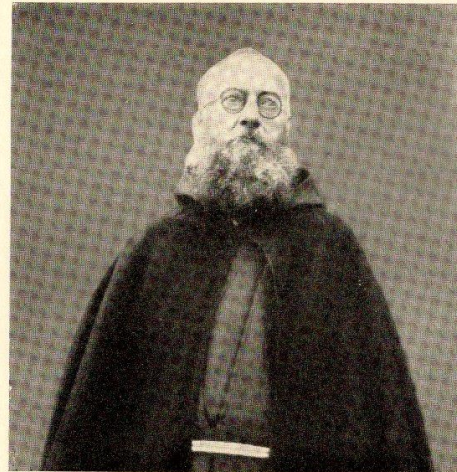
Zwei Tage vor Weihnachten, am 22. Dezember, trifft er im Kapuzinerkloster Königshofen bei Straßburg im Elsaß ein. Es war ein trüber, nebeliger Tag. Doch er wurde mit außerordentlicher Freude aufgenommen und fühlte sich auch gleich wie daheim. „So möge der Heiland weiterhelfen!“ schreibt er noch am selben Abend, und einige Tage später: „Der Elsässer Dialekt klang mir ganz heimatisch. Man sagt immer, die Elsässer seien ein sehr eigener Schlag. Mag sein. Da ich aber auch ein eigener Mensch bin, passen wir gut zusammen.“

Als er am 27. Dezember in Königshofen, von einer kleinen Reise nach Dusenbach, wo er den Namenstag eines Mitbruders gefeiert hatte, zurückkommend das Refektorium betritt, wird er plötzlich bleich und verläßt sofort den Raum und zieht sich erschrocken und enttäuscht auf seine Zelle zurück. Er hatte im Refektorium an einem Tische einen jungen Pater aus seiner bayerischen Heimatprovinz sitzen sehen. Der Pater aus Bayern selbst war seinerseits nun auch

Bilder:

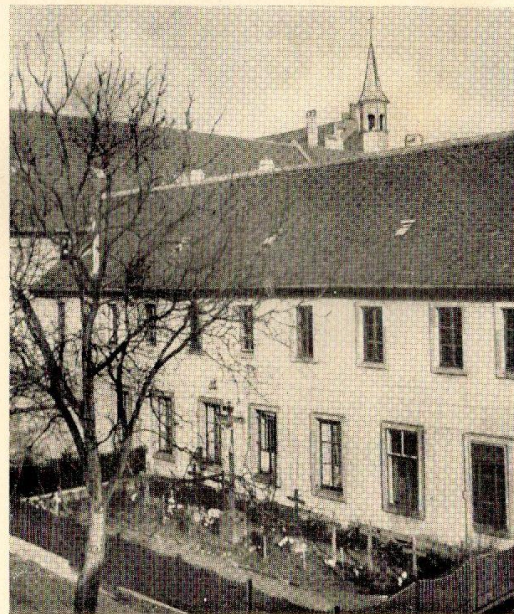


BESUCH IN SOLOTHURN 1934:
THERESE NEUMANN BEI P. INGBERT



VOM TODE
GEZEICHNET
AUFNAHME VOR
EINLIEFERUNG INS
KRANKENHAUS,
JANUAR 1935

DAS GRAB
P. INGBERTS
IM FRIEDHOF DES
KAPUZINERKLOSTERS
STRASSBURG-
KÖNIGSHOFEN
(VORDERGRÜNDECKE)



Denn seine Gesundheit wird nach und nach hoffnungslos. Kam er schon in Solothurn oft tagelang fast nicht aus der Zelle, so wurde es jetzt im Januar/Februar 1935 ganz ernst. Damals gab es doch wieder Lichtpunkte. Besuche aus dem Reich, wenngleich er ihnen aus dem Weg zu gehen trachtete, hoben immer seine Stimmung und seinen Gesundheitszustand. Gegen Ende August schien es, als würde es noch einmal aufwärts gehen. Aber seit Mitte November geht es um so schneller abwärts. Vier Wochen lang kann er die heilige Messe nicht feiern. Der Arzt will ihn auch im Dezember noch auf Wochen hinaus im Krankenzimmer zurückhalten. „Allein der Arzt versteht sich auf den Fall nicht“, erklärt der Kranke rundweg in einem Brief vom 15. Dezember. „Wenn er warten will, bis die Gelbsucht sich verzogen hat, dann dauert das allerdings noch lange. Die Hauptsache ist, daß die Entzündungen weg sind. Ich

immer alles so, daß ich die Vorlesungen halten kann. Wenn ich eine versäumen mußte, habe ich sie nachgeholt. Ich opfere auch das alles auf, zur Buße und Sühne für unser armes Vaterland.“ Im selben Briefe klagt er: der tüchtige Bischof Bares von Berlin ist leider gestorben, neben Kardinal Faulhaber der mutigste Bischof. Und noch eines: Hitler hätte großes Gelüste, Österreich zu überrumpeln und einzustecken. Aber die Folgen sind ihm einstweilen noch zu böse. P. Ingbert selbst unterstreicht das „einstweilen“.

Im Februar war noch einmal ein bayerischer Mitbruder, mit dem er im selben Kurs gewesen und am Weihealtar gestanden war, zu Besuch bei ihm. Begrüßung und Unterredung sind sehr herzlich, seine Seele voll des Jubels. Es war schon der letzte Besuch aus Deutschland.

Seit dem 20. Februar steigt das Wasser in den Füßen. Der Zustand verschlechtert sich zusehends. Noch läßt er nicht vom gemeinsamen Tisch und von den Vorlesungen. Aber am 9. März morgens liegt er auf dem Bette: er habe nicht zelebrieren können, erklärte er, das Wasser stehe ihm am Herzen. Trotzdem rafft er sich noch einmal auf. Es ist die letzte Vorlesung. Auch schreibt er an diesem Tage noch einen vierseitigen stenographierten Brief. Noch einmal bricht seine ganze Traurigkeit über seine Verbannung durch, obwohl es ihm in Straßburg bei den Kapuzinern sehr gut gefällt. Im übrigen ist er in diesem letzten Brief der alte: „Wer jetzt noch an die Ehrlichkeit des Führers glaubt, an dem ist Hopfen und Malz verloren...“

Am Abend desselben Tages wird er ins Krankenhaus überbracht. Es ist das Sankt Odilienkrankenhaus der Niederbronner Schwestern in Straßburg-Neudorf. „Da habt ihr etwas Schönes angefangen“, lautet seine einzige Klage. Am 10. März zelebriert er wieder. Das letztmal in seinem Leben. Von da ab wird ihm täglich der Leib des Herrn

ans Krankenlager gebracht. Am 11. März entnimmt ihm der Arzt sechseinhalb Liter Wasser. Das Gewicht fällt von 83 Kilogramm auf 76. Das Fieber steigt, das Wasser nimmt zu, die Füße und der ganze Leib sind voll Wasser. Aber er ist ruhig und still. Die pflegenden Krankenschwestern haben den Eindruck, den sie später unter Eid bezeugen: er hat es nicht gern, wenn man sich viel um ihn kümmert. Wenn es nach ihm ginge, dürfte man ihn ruhig liegenlassen, ohne Bett und Kissen zu richten. Er äußert nie einen Wunsch, sondern ist mit allem zufrieden, was man ihm bringt und was man ihm tut. Der Arzt hat verordnet, er soll die Speisen ohne Salz essen. Der Kranke sagt nicht, daß er es anders haben möchte. Als der Guardian des Klosters nach dem Hinscheiden zu den Schwestern sagte: Ihr habt einen Heiligen gepflegt, gestanden sie: das ist uns keine Überraschung, wir konnten an dem Kranken nichts feststellen, was ein Heiliger nicht hätte tun dürfen.

In der Nacht auf das Fest Mariä Verkündigung litt er unter gräßlichen Schmerzen und brach Blut. Wie ihn sein Oberer besucht, ist er sehr ernst. Er erzählt von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester und sagt: „Jetzt hilft nur noch beten und büßen. Die Ärzte können mir nicht mehr helfen. Ich opfere es auf für den Kardinal und für den Bischof von Eichstätt.“ Dann bittet er um die heilige Beichte, seine letzte Beichte. Von da ab wird er ganz still und spricht fast nichts mehr. Am 27. März vormittags einhalb 9 Uhr gibt ihm der P. Provinzial die letzte Ölung. Er schlief, schlug nur manchmal die Augen auf, konnte aber nichts mehr schlucken und trotz dreimaligen Versuches auch nicht mehr den Leib des Herrn empfangen. Wieder brach er geronnenes Blut. Der Puls stand auf 120. Nachmittags will er fortwährend aus dem Bette. „O mein Jesus“, betet er immer wieder. Dann legt er die Hände unruhig gefaltet über den Kopf und auf die Brust und seufzt „och je“ oder „ach ja“. Doch ist das Bewußtsein weg. Er antwortet nicht mehr auf

Anruf, und er kennt auch niemand. Die umflorten halb-offenen Augen gehen wie suchend hin und her. Die ganze Nacht hindurch wachte ein Pater an seinem Bette. Doch hatte der Sterbende keinen lichten Augenblick mehr. Morgens 4 Uhr wird er etwa fünf Minuten lang voll Unruhe. Als der Tag anbrach, sah man sofort: er liegt im Sterben. Die Schwester sagt: es geht heute noch zu Ende. Um acht Uhr vormittags setzt Atemnot mit schwerem Röcheln ein. Immer noch gehen die Augen unruhig von rechts nach links.

Um 9 Uhr vormittags lag er da, die beiden Hände gefaltet, darin Kruzifix und Rosenkranz, unter dem Blick des Wandkreuzes, zu dem er in den letzten Tagen so oft hinaufgeschaut, an der Seite das Altärchen mit der Unbefleckten Gottesmutter und der brennenden Sterbekerze. Dreimal betete sein Guardian die liturgischen Verscheidungsgebete. Zwanzig Minuten nach 10 Uhr hatte er noch einmal die Gebete angefangen. Sancta Maria, ora pro eo: da wurden die Augenlider des Sterbenden rot. Plötzlich gingen sie weit auf. Der große Blick der klaren Augen, die vorher trüb und gelblich waren, richtete sich voll Staunen nach oben. Das dauerte etwa zehn Sekunden lang. Stehend gab ihm der Obere in den Blick hinein die letzte sakramentale Absolution. Dann brach dunkles Blut aus dem Munde, ziemlich viel. Der Blick erlosch. Die tiefgelbe Farbe des Gesichtes wurde hellgelb. Er hatte ausgekämpft. Nach deutscher Zeit gemessen war es 11.22 Uhr, der 28. März 1935.

Man erinnert sich an das Wort Fonsecas: „Lächelnd zu sterben ist das Privileg der Lieblinge Mariens.“

*

Am 30. März war die Beerdigung. Zweihundert Leute gaben ihm das Geleite, darunter 60 Kapuziner. Den Sarg trugen ein Lektor, ein Präzeptor, ein Pater, ein Diakon, Vertreter seiner Kollegen und seiner Schüler. Die elsässische Provinz hat das Fürbittgebet für ihn verrichtet wie für

einen Mitbruder der eigenen Provinz. Nun durfte er auch seinen rechten Namen wieder tragen. Auf dem Kreuz über seinem Grabeshügel stand: P. Ingbert.

*

Entsprechend der tyrannischen Knebelung der Presse im Reich verhallte sein Tod fast klanglos. Die Presse, die reden durfte, haßte den, der sie seit Jahren durchschaute. Ihre Stimme blieb die Stimme des Hasses auch angesichts des Toten. Der „Völkische Beobachter“ sprach vom „Tod eines Vergessenen“: „Ingbert Naab ging uns längst nichts mehr an... Es interessiert heute niemanden mehr, wenn dieser oder jener geistige oder politische Emigrant stirbt. Es stört auch jeden anständigen Deutschen, wenn jemand hergeht und aus Mangel an Charakter und aus angewohnter dummfauler Pietät gerne Vergessenen und Verdienstlosen Nekrologe und Lobsprüche widmet.“* In Eichstätt aber kamen noch nach seinem Tode zwei Männer von der Polizei ins Kloster, um ihn zu verhaften.

Die geknechtete katholische Presse aber mußte sich mit der Angabe der Lebensdaten des Toten begnügen.

Die bayerische Kapuzinerprovinz, seine Mutterprovinz, schrieb in der Todesanzeige, die an die Klöster hinausging, in knapper Kürze: „... P. Ingbertus a Dahn in iniquitate temporum Peregrinus factus et nominatus: P. Ingbert von Dahn, in böser Zeit Fremdling geworden und geheiß.“ Auf das Sterbebildchen aber setzte sie die berühmten Worte des heiligen Papstes Gregors VII., der in der Verbannung starb: „Dilexi justitiam et odi iniquitatem: Ich habe das Recht geliebt, das Unrecht gehaßt.“ Der Nachsatz wurde als zu gefährlich weggelassen: „propterea morior in exsilio: darum muß ich in der Verbannung sterben.“ Neben einer

* Dafür hat die Stadt Landshut im Jahre 1946 Straßen nach Dr. Fritz Gerlich und P. Ingbert Naab benannt, München hat solche Benennungen vorgemerkt.